



„Bildnis für einen Kindheitsfreund“ (Hans H., *29.1.1955 +29.12.1986), Christoph Schneider, London, 1986-87, Öl auf Leinwand, Diptychon, 90 x 2 x 60 cm. © courtesy privat collector.

Christoph Schneider
„minus x minus = plus“

Als im Herbst 2020 ein Journalist der Süddeutschen Zeitung auf mich zukam, nachdem er von einem Kollegen erfuhr daß ich als Künstler einer einfachen Nebentätigkeit beim Standesamt München in der Mandlstraße nachging, meinte er sofort: „Hochzeit und Kunst, das klingt doch spannend“. Ich verstand nicht, was er damit meinte, sagte aber für ein Treffen zu. Es sollte darum gehen meine künstlerische Arbeit und meine Laufbahn zu beleuchten und wie es dazu kam, daß ich zu jener Zeit einen Job im Sicherheitsdienst beim Standesamt München machte. Das Gespräch wurde auf Tonband mitgeschnitten. Meinem Wunsch, den Text noch vor der Veröffentlichung lesen zu dürfen, kam man unter Verweis auf die Pressefreiheit nicht nach. Er „würde ja auch nicht in meinen Bilder herummalen“ entgegnete er mir. Ich war leicht irritiert über diesen hinkenden Vergleich und wußte also nicht, was der Journalist geschrieben hat.

Die Erkenntnis nach der Veröffentlichung war, daß das von mir thematisierte leider nicht richtig verstanden, bzw. abgebildet werden konnte. Es ging um eine Zäsur in meinem privaten wie beruflichen Leben, in deren Folge es eben immer wieder mal auch notwendig wurde, mich mit derartigen Jobs, wie z. B. hier beim Standesamt, finanziell über Wasser zu halten. Ich wollte bei dem Gespräch bestimmt nicht das Bild eines über allem schwebende Künstlers abgeben. Das wäre absolut lächerlich gewesen. Mir lag aber sehr daran, auf den Grad meiner Offenheit zu achten und nicht jedem Drängen nachzugeben, – zu meinem Schutz und auch zum Schutz Dritter.

Selbstverständlich stimme ich nicht mit der Auffassung des Artikelschreibers überein, es für ein „großes Thema der Kunst zu halten, wie man sich gibt oder wahrgenommen wird“. Das mag für bestimmte Kreise des Kunstbetriebs interessant sein. Für mich ist es das nicht.

Ich wies also auf einen tiefen Einschnitt in meinem früheren, noch recht jungen Künstlerleben hin, den ich durchaus als traumatisierend erlebt habe. Die offenbar originell gemeinte Wortschöpfung „vom Künstler zum Museumswachmann“ ist aber allein deshalb schon unsinnig, weil sich beides selbstverständlich nicht ausschließt. Müßig zu erwähnen, daß ein Mensch mit Nebenjobs selbstverständlich ein guter Künstler sein kann, ein gefeierter „Shooting-Star“ das keineswegs zwingend sein muß. Ich will damit sagen: Das eine hat mit dem anderen nicht so viel zu tun, wie es suggeriert wird. Die Arbeits- und Lebensbedingungen sind in beiden Wirklichkeiten aber sehr unterschiedlich.

Ich war wenig scharf darauf, mein Innerstes ungefiltert nach Außen zu kehren. Es regte sich vielmehr Mißtrauen in mir, was mein zögerliches Auftreten erklärt. Diese Grenzziehung provozierte dann allerdings allerlei abwegige Spekulationen.

Ich wies darauf hin, daß es tatsächlich die besonderen Umstände und Ereignisse bereits im Vorfeld, vor dem Tod des Kindheitsfreundes Hans H. waren, die dann, nachdem ich von dessen Tod tatsächlich erfuhr, zu einer schweren Belastung wurden. Ich hielt mich da bereits mit einem DAAD-Stipendium in London auf. Das sollte natürlich ein hoffnungsvolles Unternehmen werden und doch wurde es zum Anfang einer sich noch Jahre hinziehenden inneren Zerreißprobe. Gezielt gesetzte Verstrickungen zumindest soweit aufzulösen, daß ich wieder „halbwegs funktionierte“, war zeitnah nicht möglich. Der für mich überraschend frühe Tod von Hans alleine hätte mich bei aller Tragik, ohne die spezielle Vorgeschichte, bei der eine weit zurückreichende Kindheitsfreundschaft instrumentalisiert wurde, keinesfalls so sehr „aus der Bahn geworfen“, wie es dann geschah.

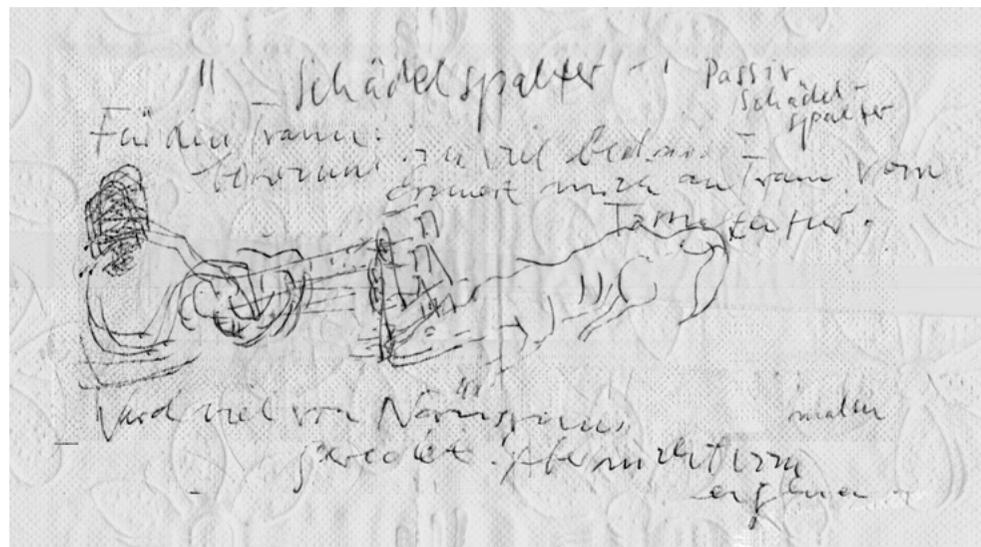
Der traurige und überraschende Tod von Hans war also keineswegs „schuld“ an meiner sich daraufhin so krisenhaft zuspitzenden psychischen Verfassung. Diesen falschen Eindruck vermittelt der Artikel der Süddeutschen Zeitung. Der Tod von Hans hat mir vielmehr etwas deutlich gemacht das nicht stimmte. Dafür bin ich ihm letztlich dankbar und das ist für mich das wahre Vermächtnis seines Todes. Der Einfluß Dritter, sich mir als sehr nahe stehend gebärdender, spielte hingegen dabei eine negativ belastende Rolle. Ich habe diesen entscheidenden Teil bewußt nicht weiter präzisiert sondern anonym gelassen.

Wieder zurück in München, glaubte ich, die Zeit wäre jetzt da um ernsthaft etwas wichtiges zu klären. Das stellte sich mit der Zeit bei beteiligten Personen, aber im Gegensatz zur zuvor sehr betonten Gemeinsamkeit, als großer Irrtum heraus.

Ich hab mich dann eine Zeit lang selbst aus mich bereits qualifizierten Bewerbungsvorschlägen wieder herausgenommen und mich allgemein bei der Verfolgung eigener Interessen zurückgenommen. Das macht man natürlich nicht nur aus irgend einem Jux heraus.

Da das Leben aber immer wieder neue, wenn auch vielleicht nicht so privilegierende Chancen bietet, wies ich im Gespräch darauf hin, daß ich mich nicht als Opfer definieren will, was aber nicht ausschließt, daß dem so war. Ich vielmehr jemanden bin, der selbstverständlich auch unter schwierigen Bedingungen weitermacht.

So betrachtet empfand ich es dann schon eher verstörend und unangemessen, bei mir angeblich eine Angst vor



Christoph Schneider, „Der Schädelspalter“, Kugelschreiber auf Klo-Papier, 10 x 19 cm, Traumskizze, Bad Neustadt, 1984

einer „Entlarvung als erfolgloser Künstler“ ausgemacht zu haben. Ich mag Ängste haben, eine vor einer derartigen „Entlarvung“ zählt jedenfall's nicht dazu. Im Gegenteil, ich hab ja selbst über meine schwierige Situation als Künstler gesprochen. Damit auch über mich, mein Menschenbild und meine Kunst.

Es soll abschließend nicht verschweigen werden, daß der Artikel, neben Hähme und wenig Erhellendem, doch auch viel Aufmerksamkeit gebracht hat. Ich konnte dadurch einige Arbeiten verkaufen. Es meldeten sich besonders aus den Bereichen der Kunst und der Theaterwelt, sowie erstaunlicherweise auch aus dem Bereich der Soziologie, einige Leute mit echtem Interesse für mich und meine Arbeit. Auch mit der deutlich gemachten Fähigkeit die journalistische Aufbereitung davon getrennt zu sehen. Natürlich wurde ich auch von Leuten die gerne jedes Wort glauben das in der Zeitung steht geradezu „bemitleidet“.

Es ist mir bis jetzt noch nicht gelungen den Artikel zu löschen. Ich werde auch damit zu leben lernen und hoffe, daß einige sich bis hierher „verirren“.

Christoph Schneider, Mai 2024

*Unter „**Ergänzung**“ versteht Jacques Derrida etwas, das scheinbar eine sekundäre Ergänzung von außen ist, das aber tatsächlich das liefert, was in dem Ding fehlt, das es „ergänzt“. In diesem Sinn verstehe ich diese „Ergänzung“ zum SZ-Artikel vom 18.11.2020. Für mich gehört die Fähigkeit und der Wille zur (Selbst-) Korrektur sowohl zur Kunst wie auch zum Leben. Sollte sie nicht auch zu gutem Journalismus gehören?